Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 16

Artikel: An unsern musikalischen Nachbarn
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668630

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Unseliger», hauchte sie, «sind Sie der Chevalier de Seingalt, der seit Jahren das Tagesgespräch unserer Stadt ist, wie man sagt, aus den Bleikammern entsprungen ist, den die schwarzen Häscher überall suchen? Sehen Sie, da kommen schon wieder ein paar!»

Casanova band sich schnell seine grüne Larve vor das Gesicht und flüsterte zu seiner Begleiterin hinüber, ohne Anstalten zu machen, sich flüchtend zu entfernen: «Ein Chevalier de Seingalt hat keinen Anlass, sich zu verleugnen, Signora. Wie heissen Sie übrigens?»

«Gloria Wagner», erwiderte das Mädchen ganz still. Der Chevalier erhob seine Hand und streichelte ihr rotbraunes Haar.

«Weshalb haben Sie das Schiff verlassen?» kam es aus ihrem Mund.

«Weil ich nicht versäumen wollte, Ihre Bekanntschaft zu machen», lächelte er.

«Kennen Sie nicht Frauen genug?»

«Für mich sind Sie in diesem Augenblick die Frau!»

«Ja, aber nur für diesen Augenblick!»

«Er wird sich wiederholen, Gloria, ich werde wiederkommen!»

Er stand neben ihr, sie hatten sich beide erhoben; er legte seinen Arm um ihre Hüfte, sie wehrte sich nicht, sie spürte einen Geruch von Rosenöl, der von seiner Haut ausging, und ein süsser Reiz stieg ihr ins Blut. Sie vergass die Polizei und das Schiff. Sie wurde von einem Manne umarmt, um dessen Gesellschaft die Könige Europas buhlten und dem noch keine Frau sich versagt hatte, auch wenn sie von vornehmstem Geblüt war. Es war ein grosser und herrlicher Augenblick.

Da hatte er nun dieses grosse, schlanke, schöne deutsche Mädchen im Arm, er sah die grauen, rätselhaften Augen zärtlich auf sich geheftet, er küsste sie auf den Mund, noch einmal, vielmals, aber er vergass in den Minuten des Taumels keineswegs, derjenige zu bleiben, der er war, sein umsichtiger Verstand ging ihm niemals durch. Ueber die Schulter des Mädchens hinweg beobachtete er genau das Schiff; es hatte sich schon einige Meter vom Quai entfernt.

Da erwachte das Mädchen aus der süssen Umklammerung und schrie laut auf: «Das Schiff, das Schiff, Chevalier, Ihr Schiff fährt weg, wie furchtbar!»

«Aber nein», sagte der Abenteurer, «was ist denn schon dabei, nur keine Aufregung, mein Kind!» Und mit einigen Schritten war er am Ufer, wie ein Hecht schoss der Körper in das blaue Wasser hinein. Sie sah ihm nach, wie er das Schiff erkletterte, sie sah seiner winkenden Hand nach, bis sie im Horizont untergangen war.

Er war fort. Mit langsamen Schritten ging sie nach Hause. Einige der schwarzen Polizeisoldaten rannten an ihr vorüber. Sie lächelte. Vielleicht kam er wirklich eines Tages wieder.

H. Linden.

An unsern musikalischen Nachbarn

Sehr geehrter Herr Nachbar!

Erinnern Sie sich noch an jenen warmen Frühlingsabend — es ist nun beinahe ein Jahr her —, an dem wir das Vergnügen hatten, Ihre Bekanntschaft zu machen? Kurz vorher hatten wir in das neue kleine Haus auf dem Hügel Einzug gehalten und schwelgten in Glückseligkeit. Ihr Grundstück grenzte an unseres, und wir gedachten mit Ihnen in einer Atmosphäre der Sympathie und der freundnachbarlichen Verständigung zu leben. Warum auch nicht?

Zur Feier der Beendigung des Umzugs hatten wir unsere besten Freunde, drei musikalisch Gleichgesinnte, eingeladen und beabsichtigten, nach dem Nachtessen das schon lange liebevoll eingeübte «Forellenquintett» zu spielen.

Alles war aufs Beste vorbereitet, die Lampen angezündet, die Notenständer verteilt, die Instrumente gestimmt. Da hatte einer unserer Freunde die erleuchtende Idee, die Terrassentür gegen den Garten zu öffnen. Ein feiner Duft nach frischem Gras und blühendem Seidelbast drang mit der Abendluft herein; die Konturen der fernen Jurahügel verschmolzen schon mit dem Nachthimmel, und dahinter stieg unwahrscheinlich zart die Mondsichel auf. Wir sahen stumm hinaus, und dann begannen wir: Schuberts Musik klang hinaus und schwebte über dem Garten . . .

Aber nicht lange, denn schon während des zweiten Satzes wurden wir unterbrochen durch gehässiges Gebell, das von der Seite Ihres Hauses zu kommen schien. Unser erster Geiger liess auf einmal den Bogen sinken, vollkommen aus dem Takt und aus der Stimmung gebracht; das Klavier spielte noch einen Akkord — dann horchen wir alle erschrocken hinaus. Siehe da: es war gar kein Gebell, es war Ihre kläffende Stimme. Sie standen am grünen Hag, der unsere Grundstücke trennt, und riefen mit zornrotem Gesicht, was das für eine Frechheit sei, in nächtlicher Stunde zu klimpern und zu fiedeln und ruhebedürftige Bürger aus ihrem wohlverdienten Schlaf zu wecken. Eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen sei es, «solches Zeug» bei offenen Türen zum Besten zu geben . . .»

Es fielen noch ein paar saftige Grobheiten, ferner die Worte «Beschwerde», «Polizei» und «Busse». Dann donnerte eine Haustür ins Schloss. Wie auf Kommando drehten sich fünf Köpfe nach der Wanduhr, die im Hintergrund des Musikzimmers diskret tickte: sie zeigte genau auf acht Uhr zehn. Und dann stand jemand auf und schloss wortlos die Glastür nach dem Garten. Der süsse Geruch des Seidelbastes drang nicht mehr herein; doch die kleine Mondsichel stand jetzt genau in der Mitte des Fensters und blinkte tröstlich. So nahmen Sie mit uns zum erstenmal Kontakt! — Dass Ihre Frau am nächsten Morgen etwas verlegen bei uns erschien, sollte sowohl einen Versöhnungsversuch wie eine Abtastung des Terrains bedeuten. Sie erklärte, ihr Mann brause eben leicht auf, besonders wenn sein kostbarer Schlaf gefährdet sei. Er gehe allabendlich punkt acht Uhr zu Bett und keine Minute später, was in Anbetracht seiner harten Arbeit im Büro begreiflich sei. Dann machte sie eine Pause und fügte bei: «Ja, wenn Sie andere Musik gemacht hätten, einen flotten Walzer oder einen Marsch oder so; aber das moderne Zeug . . . »

Ein unbefangener Zuhörer hätte wirklich der Meinung sein müssen, wir hätten uns an jenem schönen Frühlingsabend an Strawinsky oder Honegger herangewagt.

«Haben Sie eigentlich kein Radio?» erkundigte sich die Nachbarin noch, bevor sie den Rückzug antrat, und fügte bei, ihre Familie sei im übrigen bekannt für ihr grosses Musikverständnis; aber eben nicht mitten in der Nacht, und dann eben diese ausgefallenen Kompositionen . . . Was wir antworteten, ist völlig unwichtig, fiel es doch auf jeden Fall auf unfruchtbaren Boden. Alles das war aber erst der Tragödie erster Teil!

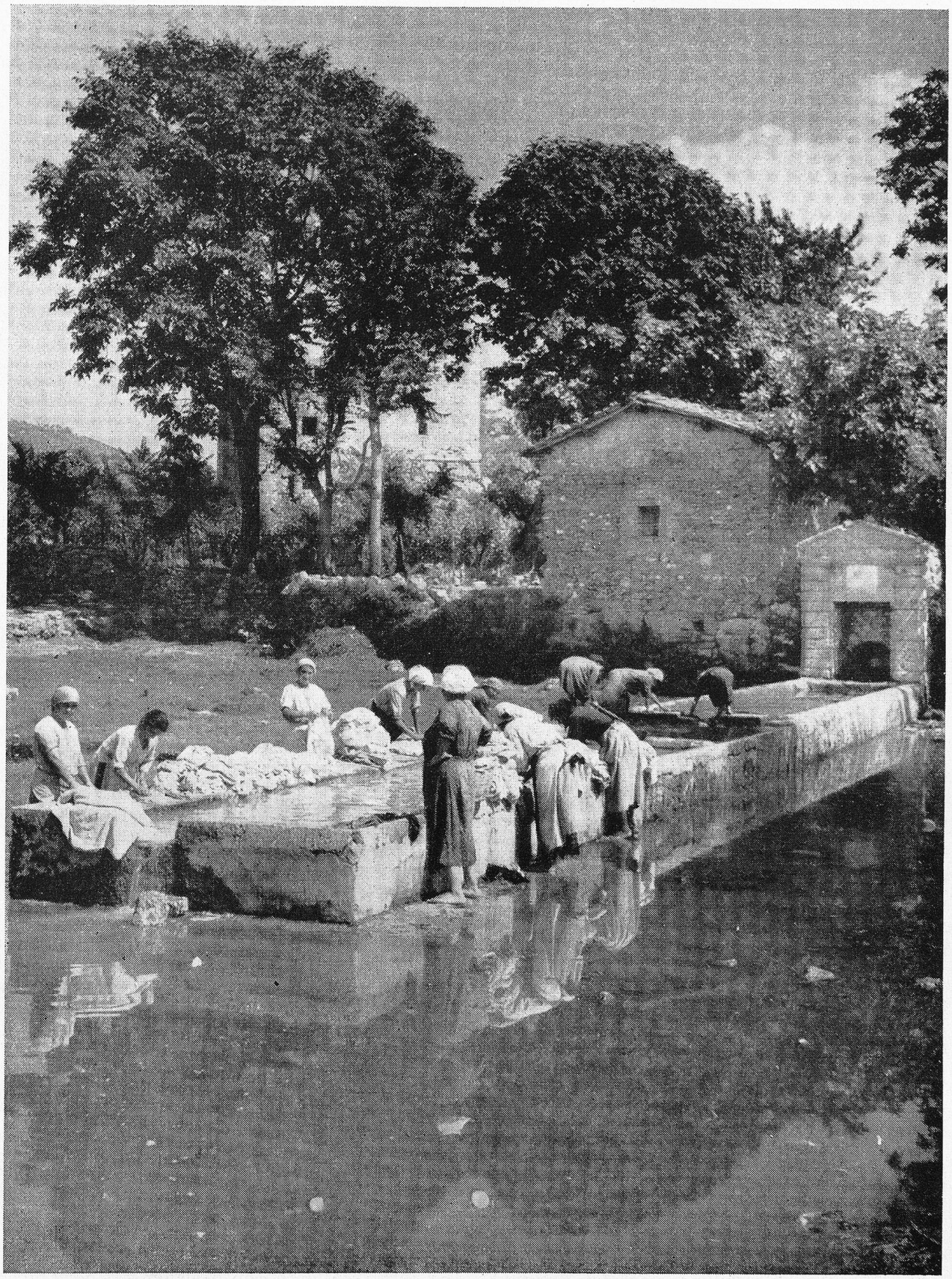
Was nachher kam, brachte uns beinahe noch mehr aus der Fassung. Sie, sehr geehrter Herr Nachbar, liessen sich die himmlischen Harmonien unseres geliebten Schubert zwar nicht gefallen, aber Ihrem eigenen Drang nach Musik taten Sie keinen Zwang an: Sie besassen ja selbst ein verstimmtes Klavier, einen Radioapparat, ein Waldhorn, und Ihre drei Kinder spielten Blockflöte.

Das Radio setzte täglich punkt sieben Uhr morgens laut und bei offenem Fenster ein; wenn Sie um diese Zeit schon auf sein mussten, warum sollten es dann die andern besser haben? Es dudelte, sang, sprach und schnarrte sich durch den Tag ohne Unterbruch. Ob Sie sich rasierten oder frühstückten, ob Ihre Frau ihr Mittagsschläfchen hielt oder strickte — die Stimme im Hintergrund war in Funktion, und zwar kräftig. Niemand von Ihnen hörte zu. Nur wir taten es — unfreiwillig.

Das Waldhorn betätigten Sie seltener, dafür aber durchdringend. Seine Lautstärke wurde nur durch Ihr eigenes Organ übertroffen. Am Sonntag früh pflegten Sie ergreifend «Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen» zu blasen, zweimal, dreimal; anschliessend folgte ein munteres Stück aus dem «Kalifen von Bagdad», einmal schnell, einmal langsam. Das war Ihr Repertoire, das Sie innig zu lieben schienen. Natürlich hinderte das nicht, dass im Hintergrund gleichzeitig das Radio Jodelmusik oder einen seriösen Vortrag zum besten gab.

Die Blockflöte ist, ich weiss es, das Instrument des Tages. Wer früher Klavier übte, flötet heute Block. Es ist einfach zu lernen, und wenn die Kinder an Weihnachten um die Krippe herum mit feierlichen Gesichtchen «Stille Nacht, heilige Nacht» blasen, so erfüllt das sogar mit Rührung und Wohlgefallen. Wenn aber Ihre drei Buben den ganzen Mittwochnachmittag im Gänsemarsch durch den Garten ziehen und jeder eine andere Melodie auf seiner Blockflöte schrillt, um sich in den wenigen Pausen auszuschütten vor Lachen über diese Kakophonie, dann reizt mich das zur Notwehr. Auch auf dem verstimmten Klavier haben Sie sich ein nettes Programm zusammengestellt. Nicht oft genug können Sie «Die Mühle im Schwarzwald» hören oder das rührende Lied der Silberfäden im Haar der Mutter; Sie spielen das selbst mit viel Tremolo und Pedal.

Alles dies erleben wir mit, und zwar wie schon gesagt von morgens sieben bis abends sieben. Um



Klatsch am Dorfbrunnen

acht Uhr aber tritt bei Ihnen Stille ein. Denn nun wollen Sie Ihre Ruhe haben, und dass Sie ungemütlich werden können, wenn andere diese nicht strikte respektieren, das haben wir ja bereits gemerkt.

Nun ist es ja leider in der ganzen Welt so, dass die friedlichen Leute den diktatorischen Frechlingen mit den donnernden Stimmen nachgeben; denn sie wollen keinen Krach, keinen Streit, keinen Krieg. Darum bleiben bei uns an den musikalischen Abenden die Fenster geschlossen. Sie blieben es das ganze letzte Jahr über — auch im Sommer in den mildesten Nächten —, und da es jetzt zeitweise immer noch kühl ist, behält man die Wärme ohnehin gerne zusammen. Aber wir empfinden unsere Niederlage doch irgendwie als ungerecht! Ob wir uns auf irgendeiner musikalischen Ebene wohl doch noch je einmal versöhnt begegnen? Wir haben die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben und begrüssen Sie in diesem Sinne als

Ihre unmusikalischen Nachbarn vom Hügel

Adèle Baerlocher

Der entführte Dorfpolizist

Es sind etliche Jahre verflossen, seit in der Polizeikaserne des Dörfchens Stutzhalden ein gähnendes Loch den zuständigen Instanzen Kopfzerbrechen bereitete. Ein paarmal schon hatten die Gemeindeväter zusammengesessen und beratschlagt, wie die Kasse aufgefüllt werden könnte; viele Möste wurden getrunken und Brissagos geraucht — doch der erhoffte Einfall blieb aus.

So trennten sie sich wieder einmal eines Abends mit schweren Köpfen, als ihnen der Dorfpolizist Fridolin Hünerwadel, den Säbel umgehängt und die Palizeimütze auf dem Kopf, über den Weg lief.

«Halt!» rief da einer der Gemeindeväter. «Ich habe eine Lösung», fuhr der Rufer weiter, als seine Kollegen ihn erstaunt ansahen. «Unser Wächter könnte auf der Landstrasse auf Verkehrssünder aufpassen — und für das geringste Vergehen gleich den Obulus einkassieren.» Der glänzende Einfall fand sofortige Zustimmung. Auch Fridolin war einverstanden, hoffte er doch auf diese Weise endlich zu seinem Gehalt zu kommen.

So stellte er sich am nächsten Abend am Ausgang des Dorfes hinter eine Scheiterbeige und harrte der kommenden Dinge. Schon eine gute Weile lauerte er im Versteckten, doch fand sich keiner, den er der Strafe wert hielt. Betrübt wollte er sein Unterfangen aufgeben — als plötzlich ein Motorradfahrer daherraste.

«Halt! Polizei!» krähte Fridolin aus Leibeskräften und schwang aufgeregt seinen Säbel. Der Motorradfahrer stoppte verwundert, und Fridolin gab ihm zu verstehen, dass seine unkorrekte Fahrweise mit einer Busse belegt werde. Wenn er sofort zahle, komme er etwas billiger weg. Der Motorradfahrer war nicht auf den Kopf gefallen. Er machte ihm einen Gegenvorschlag, der etwas keck klang und sein Gegenüber anfänglich schwer entrüstete. Doch wie Sirenengesang lockten die Worte «Zürich — Niederdorf — Variété» den biedern Fridolin. Hatte der Motorfahrer ihn doch zu einer Fahrt nach Zürich eingeladen, wohin er selbst unterwegs sei, um sich zu amüsieren. Je mehr der andere von den Vergnügen der Stadt erzählte, um so mehr schmolz der Widerstand Fridolins.

«Wir haben ja den gleichen Heimweg», lockte der Verführer, «und was wir da alles sehen werden . . . »

Fridolin liess sich überzeugen, dass das weit mehr wert sei als ein paar lumpige Fränklein; versteckte kurzerhand den Säbel und die Mütze hinter der Scheiterbeige und schwang sich auf den Sozius, nachdem er sicher war, dass keine Lauscher ihm die Suppe versalzen könnten.

«Solch eine Gelegenheit zu verpassen wäre ja geradezu sträflich», sagte er zum Motorradfahrer, der triumphierend mit Vollgas davonraste.

Fridolins Herz wedelte wie ein Lämmerschwänzchen, als Zürich in Sicht kam. Aus verhängten Lokalen drang gedämpfte Musik und Lärm.

«Endlich!» — sein Kumpan hielt vor einer geheimnisvollen Pinte. Fiebernd vor Erwartung raffte er den abgegriffenen Vorhang bei der Türe. Qualm und Lärm schlugen ihnen entgegen. Soeben hatte eine Chansonnette ihren Schlager beendet und eilte den Ankömmlingen entgegen. Fridolin sperrte Mund und Augen auf und sah es nicht ungern, als sein Begleiter sich für einen Augenblick entschuldigte.

Bereits hatte Fridolin den Halbliter Roten fast leer getrunken, doch sein Begleiter war noch nicht zurück. Umsonst suchte er ihn im Lokal. Kalter Schweiss perlte aus seinen Poren. Ein hässlicher